

Zeitschrift: Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am
Departement Architektur der ETH Zürich

Herausgeber: Departement Architektur der ETH Zürich

Band: - (2012)

Heft: 20

Artikel: Das Amt für alle Bauten : Wiebke Rösler im Gespräch mit Steffen
Hägele und Palle Petersen

Autor: Rösler, Wiebke / Hägele, Steffen / Petersen, Palle

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-918729>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS AMT FÜR ALLE BAUTEN

Wiebke Rösler im Gespräch mit Steffen Hägele und Palle Petersen

Wer baut Zürich, wer prägt die heutige Stadt? Angesichts der Dominanz der Ökonomie übernehmen Private und Investoren zunehmend öffentliche Bauaufgaben. Trotzdem hat die öffentliche Hand erstaunliche Hebel inne. Das Amt für Hochbauten beeinflusst die hiesige Architektur auf unerwartete, stille Weise, wie das Gespräch mit dessen Direktorin Wiebke Rösler verdeutlicht.

Steffen Hägele: Wir befinden uns im Quartierzentrum Aussersihl, inmitten der Zürcher Bäckereianlage. Dieser städtische Bau wurde 2004 eröffnet und hat seither das Quartier geprägt. Finden Sie ihn gelungen?

Wiebke Rösler: Ja, der schwungvolle Baukörper fügt sich gut in den Park ein. Aber der Entstehungsprozess war ein Politikum. Es wurde daraufhin ein völlig neues Projekt im Sinne «Design to cost» ausgearbeitet.

sh: Als Direktorin des «Amt für Hochbauten» (AHB) vertreten Sie höhere Interessen, die sogenannte «Öffentlichkeit». Wie objektivieren Sie Ihre Entscheidungen vor der Zürcher Bevölkerung, welche Rolle spielt hierbei die architektonische Gestalt eines Projekts und wie relevant ist Ihr persönlicher Geschmack?

wr: Wir bauen in einem politischen Umfeld. Stadt- und Gemeinderat bestimmen über die grossen Züge bei den Projekten. Aber selbstverständlich gehört es zu meinen Aufgaben, meine subjektive Meinung einzubringen, sie stützt sich auf Fachwissen und Erfahrung. Trotzdem kann es

«Es kann vorkommen, dass ich etwas vorkommen, dass ich bauen muss, das mir nicht gefällt.» etwas bauen muss, das mir nicht gefällt. Unser Ziel ist stets ein best-

mögliches Projekt im engen Handlungsrahmen von Ökonomie, Ressourceneffizienz, Normenkonformität und vielerlei mehr. Hierfür gibt es kein Patentrezept und wir müssen jedes Mal neu abwägen. Wettbewerbe sind eine gute Möglichkeit, um aus verschiedenen Lösungen die Beste wählen zu können und zu erstellen.

Die Gewichtung der genannten Faktoren ist stark politisch geprägt. Aktuell sind beispielsweise Auflagen der «2000-Watt-Gesellschaft» und die Baukostenvorgaben hoch gewichtet. Trotzdem streben wir generell die höchstmögliche Architekturqualität an, die durch diese Zielkonflikte nicht geschmälert werden sollte.

Palle Petersen: Der Handlungsrahmen von dem Sie sprechen besteht hauptsächlich aus harten, quantifizierbaren Faktoren. Bleibt daneben überhaupt noch Platz für weiche Faktoren, für Fragen nach Proportion, Atmosphäre und Gestalt? Oder führt der Spagat zwischen zahllosen Vorgaben und Partikularinteressen nicht zwangsläufig zu einem Resultat des kleinsten gemeinsamen Nenners, bei dem die Architektur nur Beigabe und Kür statt Ausgangslage ist?

wr: Eine schwierige Frage. Natürlich können wir nicht ausschliesslich die architektonische Qualität bewerten. Wenn etwa die «Fachstelle für Nachhaltiges Bauen» des AHB kritisiert, dass ein wettbewerbprämiertes Projekt unseren Zielen bezüglich Nachhaltigkeit nicht entspricht, so versuchen wir dies nachträglich in das betroffene Projekt zu integrieren. Tatsächlich müssen wir auf allen Ebenen vorbildlich planen.

pp: Also doch die Presswurst des kleinsten gemeinsamen Nenners?

wr: (lacht) Irgendwie schon. Aber auch eine Presswurst kann gut oder schlecht sein. Schliesslich müssen wir als städtisches Baufachorgan unsere Entscheide gegenüber allen Seiten legitimieren.

sh: Wer ist intern die stärkste Instanz? Hat aktuell die Nachhaltigkeitskoalition das Zepter in der Hand, die die kompakte Kiste favorisiert?

wr: Nein, das kann man so nicht sagen.

sh: Eine andere Frage, die Stilfrage: Wir glauben einfach nicht, dass das AHB allein anhand quantifizierbarer, rationaler Faktoren Entscheidungen trifft. Es ist doch typisch, dass beim internationalen Wettbewerb für den Erweiterungsbau des Zürcher Kunsthauses der Entwurf von David Chipperfield^{fig. a} gewonnen hat. Der relativ zurückhaltende Bau ist formal nicht ansatzweise so eigenwillig wie beispielsweise der Entwurf von Rex Architecture.^{fig. b} Frei von jeder Wertung: Kann man hier von einem Zürcher Stil sprechen?

wr: Ich bezweifle, dass man von den Siegerfassaden der letzten Jahre einen Zürcher Stil ableiten kann. In der Regel versuchen wir, das richtige Projekt für den jeweiligen Ort zu finden. Am Heimplatz wäre der angesprochene Vorschlag von Rex Architecture kaum angemessen gewesen, Chipperfields Projekt dagegen in hohem Masse und daher wird dieses nun gebaut. Aber ich verstehe, was Sie meinen. Das Projekt ist auf eine Art typisch für Zürich. Aber nicht um einen

dogmatischen Stil zu erfüllen, sondern zu Gunsten einer zentralen Qualität des Zürcher Stadtbilds: Dinge passen zusammen, Quartiere haben ein Quartiersbild. Im Übrigen gibt es auch sehr ungewöhnliche Bauten aus jüngeren Jahren, wie das Stadion Letzigrund oder das Schulhaus Leutschenbach. Widersprechen diese Beispiele nicht Ihrer These vom Zürcher Stil?

sh: Natürlich sind diese Projekte gewagter. Aber sie befinden sich ausserhalb des Zentrums oder sogar in der Peripherie. Ist es nicht so, dass das Bild der Innenstadt in konservatorischem Sinne erhalten wird und wenn überhaupt mit zurückhaltenden Bauten ergänzt wird, während die Experimentierfelder woanders liegen?

wr: Ich glaube nicht, dass das Schulhaus Leutschenbach nur am Stadtrand möglich gewesen wäre. Fakt ist aber, dass es in der Stadt kaum mehr grüne Wiesen gibt, wo derart unbekümmert und ohne Kontextbezüge gebaut werden könnte.

pp: Können Sie uns einige Adjektive nennen, die Ihrer Meinung nach die Zürcher Bauprojekte der jüngeren Vergangenheit charakterisieren? Könnten diese allenfalls ein formales Alphabet der Stadt Zürich darstellen, eine Art Leitbild für architektonische Gestalt?

wr: Unsere Gebäude sind total unterschiedlich. Das erste Adjektiv wäre also «vielfältig». Dazu sind sie ihrem jeweiligen Ort angemessen, also «kontextuell», und oftmals in ihrer Qualität «herausragend» und «innovativ». Ein Leitbild zu formulieren erscheint mir jedoch unrealistisch. Das wäre, als ob die architektonische Qualität unabhängig von der städtebaulichen Situation definiert werden könnte und als ob wir sie als festgeschriebene Kriterien auf die ganze Stadt anwenden könnten. Trotz allen äusseren Faktoren arbeiten wir doch immer prototypisch und daher sind auch die Kriterien projektspezifisch. Ob der Anspruch der höchstmöglichen Architekturqualität immer erreicht wird, ist eine andere Frage.

pp: Wo ist dies nicht der Fall, welcher öffentliche Bau des AHB ist nicht gelungen?

wr: Das Oberstufenschulhaus Albisrieden ist mir persönlich nicht das Liebste unserer Gebäude. Wenn ich einen Raum betrete, muss sich bei mir ein Raumgefühl einstellen. Bei diesem Schulhaus fehlt mir Letzteres. Beim Schulhaus Leutschenbach dagegen ist das anders: Da komme ich hinein und fühle mich geborgen, die Räume machen neugierig.

pp: Raumgefühl! Das wäre ein weiches Kriterium. Werden im AHB Diskussionen über solche Kategorien der Architektur geführt?

fig. b
Projektwettbewerb Kunsthauserweiterung,
«Flexible Abfolge», Rex Architecture P.C., New York
© Rex Architecture P.C.

fig. a
Projektwettbewerb Kunsthauserweiterung,
«Aglia», David Chipperfield Architects, Berlin
© David Chipperfield Architects.



«Ich bezweifle, dass man von den Siegerfassaden der letzten Jahre einen Zürcher Stil ableiten kann.»

wr: Selbstverständlich diskutieren wir solche Themen in den einzelnen Projektteams sehr ausführlich. Bei der Kunsthäuserweiterung werden beispielsweise Architekturworkshops mit David Chipperfield persönlich durchgeführt.

«Wenn ich einen Raum betrete, muss sich ein Raumgefühl einstellen.»

In diesen geht es ganze Nachmittage lang nur um Architektur, Materialisierung und Raum-

stimmung. Ausserdem führen wir nach jedem Projektabschluss mit allen am Bau beteiligten Akteuren ein Projektfeedback durch. Dadurch sollen die Prozesse von Mal zu Mal besser werden.

sh: Das klingt vernünftig. Aber wie evaluiert ihr, ob die architektonischen und räumlichen Qualitäten in der Realität auch erreicht werden? Anders gefragt: Der Informationsfluss vom AHB zur Öffentlichkeit ist gross, wie sieht es in umgekehrter Richtung aus? Kennt ihr die Meinung der Nutzer? Wisst ihr beispielsweise, ob sich die Kinder in den Schulen wohlfühlen?

wr: Beim Schulhaus Leutschenbach^{fig. c} weiss ich aus Interviews, dass die Kinder sehr begeistert sind. Bei anderen Schulen weiss ich das jedoch nicht. Es gibt beim AHB kein institutionalisiertes Instrument, um die Meinung der Nutzerinnen und Nutzer abzufragen.

sh: Dementsprechend sind Volksentscheide wie das Nein zum Nagelhaus der einzige Moment, in denen sich das Volk zur städtischen Architektur äussern kann?

wr: Ja, aber das Nagelhaus ist aufgrund der politischen Polemik^{fig. d} natürlich ein sehr trauriges Beispiel. Mich hat es erstaunt, wie zurückhaltend die Architektenschaft blieb. Anders noch beim Kongresshausentwurf von Rafael Moneo, hier gab es von Seiten der Architekten Widerstand.

Im Falle vom Nagelhaus dagegen hätten wir uns zur Abwechslung Unterstützung gewünscht. Schliesslich sind uns

«Beim Nagelhaus hätten wir uns Unterstützung der Architektenschaft gewünscht.»

selbst die Hände gebunden – wir dürfen vor Abstimmungen weder unsere Meinung mit Plakaten bewerben, noch Diskussionen organisieren.

pp: Aber Empfehlungen dürft ihr geben. Dies bringt uns zu einem anderen Thema: Auf grösserem Massstab scheint das AHB Zürich durchaus einflussreich zu sein. Ich spreche von der Wirkung auf andere Schweizer Städte. Habt ihr hier eine amtliche Vorbildfunktion?

wr: Im Städtevergleich haben wir am meisten Personal und die grössten Kapazitäten. Dadurch haben wir ungleich mehr Spielraum. Ein Beispiel: Bei einer baurechtlichen Neuentwicklung wie dem «e-BKP H», einer Veränderung des Baukostenplans, handelt es sich um einen Systemwechsel, der schwierig einzuführen und umzusetzen ist. Da warten alle anderen Städte ab, was das



fig. c
Schulhaus Leutschenbach, Christian Kerez, 2009 © Walter Mair.

fig. d
Plakat Volksinitiative «Nagelhaus», 2010.



poetics can be identified with the perpetual restructuring of orders.) The WP appears at first to be a torso-like ordering element, flanked by two disorders – one conquered, the other rising anew. However, this ordering torso harbours the latent energy of a domino effect: if the WP were not well enough integrated, it would provoke further ordering of the next nearest disorder, and so on, until almost nothing remained of the original building plan.

The colour of order on white paper is white.

B. SENSUOUSNESS

Traditionally, aesthetics deals first and foremost with the senses: with that which appeals to the senses, with sensations, with sensuousness. After all, 'aesthetics' derives from the Greek *aisthesis*, which means 'sensation' or 'impression'; a direct engagement of the sensory organs is implied. Also of classical origin is the notion that the human psyche is divided into a realm of the senses and a realm of the mind. The assumption that these two realms are essentially separate gives rise to an additional conception: the apprehension of certain phenomena occurs solely in the realm of the senses, generally as a two-stage process that is initiated at an 'entry portal' and then processed at a 'higher level'.

Yet there is no such separation, nor are the senses the primary or sole authority in perception. In the first chapter of his study on the psychology of art, Ernst Gombrich brought together quite a few examples of the role played by reason in perception. From these it is clear that 'even the simplest sense impression that looks like merely the raw material for the operations of the mind is already a mental fact', as Konrad Fiedler wrote.³⁸ Long ago Pliny stated that 'the mind is the real instrument of sight and observation, the eyes act as a sort of vessel receiving and transmitting the visible portion of consciousness'.³⁹ But even this 'receiving' is influenced by the rational mind. Karl Popper was opposed to what he called the 'bucket

theory of the psyche', the empirical notion that the psyche is like a container in which sense data are scooped up and then poured out. He proposed instead the 'searchlight' model, where every living form ceaselessly palpates, surveys, explores and investigates its surroundings. 'The fruitfulness of this approach is increasingly felt in many fields of psychology', wrote Gombrich, embracing Popper's model.⁴⁰ According to this rationally oriented model, perception is a process whereby hypotheses are continually formulated, tested and then either confirmed or rejected. Even the sense organs themselves can be thought of as refined attempts at environmental adaptation, and thus as 'theories' that are embodied in the living organism.⁴¹ From this perspective one can argue that the senses, sense data and sense organs are infused and dominated by reason, and that the term 'sensuousness' can in fact be turned into its supposed antithesis, namely rationality.

In any case, it appears inadvisable to attempt to define a rigorous, absolute measure of sensuousness. Like the term 'order', this concept tends towards ambiguity. Strictly speaking, the adjective form 'sensual' has a definite metaphorical character and, as a term, has a value more or less equal to the word 'charming', for example. Conversely, everyone knows what is meant by sensuousness, or at least by the motivation associated with it: the longing for direct, immediate and non-speculative apprehension or effect. In this sense the term is also applicable to aesthetics, though one must always bear in mind that even the simplest phenomena, such as colours or sounds, are never unmediated but always apprehended 'by reason'. Thus sensuousness, in itself, is an inadequate, unreliable criterion for gauging architecture, which involves not just sensuous qualities of surfaces and forms but also issues that challenge the intellect, such as problem-solving, construction, etc. Architecture also encompasses artistic concerns, and in art again there is the decisive influence of reason. 'Every artwork, if it is to be experienced fully, requires thought and therefore stands in need of philosophy, which is nothing other than thought that refuses

The colour of order on white
paper is white.

Nº 04/08

Jan Turnovský, AA Words 3,
The Poetics of a Wall Projection,
AA Publications, London, 2009,
Seiten 58–59.

AHB Zürich macht. Wir sind uns unserer Vorreiterrolle diesbezüglich allerdings sehr bewusst und achten darauf, unsere Erfahrungen weiterzugeben und Hilfe zur Verfügung zu stellen.

pp: Eine Vorbildfunktion hat das AHB Zürich auch durch seine nachhaltigen Bauten inne, die direkt als Referenz für private Bauherren dienen und beispielsweise die Verbreitung des Minergie-Standards vorantreiben. Nachdem das Stimmvolk sich für die «2000-Watt-Gesellschaft» ausgesprochen hat, sind Ziele wie Bauökologie oder Energieeffizienz mittlerweile gesetzlich stark verankert. Nicht zuletzt zeigt sich dies im Einfluss der «Fachstelle für Nachhaltiges Bauen». Uns scheint diese auf Labels fokussierte Sicht der Nachhaltigkeit allerdings etwas reduziert und technokratisch. Schliesslich beinhaltet Nachhaltigkeit auch gesellschaftliche, soziale und kulturelle Fragen. Wieviel Raum nehmen diese Themenfelder in euren Projekten ein?

wr: Hier gehen wir optimistisch von gut geschulten Architekten aus, die das Bauen nicht als Selbstzweck, sondern als Dienst an der Gesellschaft begreifen. Bei gesellschaftsrelevanten Fragen wie Durchmischung und Verdrängungsprozessen herrscht grundsätzlich nicht so ein breiter Konsens, wie

beim effizienten Umgang mit Ressourcen. Aber auch hier ist ein

Trend zu erkennen: Nach der deutlichen Annahme der Volksinitiative «Für mehr bezahlbaren Wohnraum» steht die Stadt in der Pflicht, den Anteil gemeinnütziger Wohnbauträger von einem Viertel auf ein Drittel zu erhöhen. Doch schon länger erstellt die Stadt Zürich als Bauherrin selbst Wohnbauten, was in der Schweiz einzigartig ist. Übrigens habe ich diesbezüglich eine sehr radikale Ansicht: Boden sollte kein Marktgut sein. Meiner Meinung nach sollte der gesamte städtische Boden der Stadt gehören.

sh: Womit wir bei einem spannenden Thema angelangt wären: Bei der heutigen Dominanz der Ökonomie fällt auf, dass Investoren und Private die gebaute Umwelt zunehmend prägen. Der «Prime Tower»^{fig. e} oder «Sihlcity» sind Beispiele für private Bauten, die in ihrer Wirkung als «öffentlich» wahrgenommen werden. Hat die Stadt als Vertreterin der öffentlichen Interessen hier Kompetenzen abgegeben?

wr: Wahrscheinlich. Früher waren die grossen und wichtigen Bauten auch wirklich öffentliche Bauten. Immerhin prangt das städtische Wappen am «Hochhaus Werd». Doch die Frage ist berechtigt, ob beispielsweise in Hochhäusern mehr öffentliche Nutzungen angesiedelt werden müssten. Eine öffentlich zugängliche Skybar ist zwar ein nettes Symbol, doch ansonsten finden sich ausschliesslich Büros und hochpreisige Wohnungen in den Zürcher Hochhäusern. Allerdings handelt es sich hier um eine langfristige Entwicklung der

Gesellschaft, um einen Prozess mit grosser Eigendynamik. Ich glaube kaum, dass sich dies verhindern lässt.

pp: Immerhin werden hier die zeitgenössischen Machtstrukturen transparent. Früher hat sich der Einfluss von Kirche und Staat baulich manifestiert, dementsprechend sollten die heutigen Türme vielleicht mit den Lettern der Namen von Grossbanken bekrönt sein, so wie im Fall der Skyline von Frankfurt a. M. – gerade weil die Stadt Zürich so stark von den Gewerbesteuern der hiesigen Banken abhängig ist. In diesem Zusammenhang stellt sich eine Frage mit globalem Hintergrund: Angesichts der Finanz- und Bankenkrise ist in den nächsten Jahren durchaus mit schwindenden Steuereinnahmen zu rechnen. Ein kleineres Budget der Stadt Zürich würde auch das AHB betreffen. Womit muss man rechnen?

wr: Konkret zu spüren bekamen wir, als das Budget der Stadt abgelehnt wurde. Kurzzeitig hatten wir ein Notbudget und konnten nur das Nötigste bearbeiten. Alle gestoppten Projekte laufen mittlerweile aber weiter. Nach diesem Einschnitt

haben wir auf verschiedenen Ebenen geprüft, ob dies ein langfristiger Trend ist, der unsere Arbeit grundlegend gefährdet. Wir sind aber zu dem Schluss gekommen, dass dies nicht der Fall ist. Wir rechnen also mit einem stabilen Budget.

sh: Von welchen Beträgen sprechen wir hier?

wr: Das AHB Zürich investiert pro Jahr ungefähr 350 Mio. Franken. Davon gehen ca. 40% in Umbauten und Sanierungen. 60%, also etwa 210 Mio. Franken, fliessen in Neubauten. Vernünftig wäre es genau umgekehrt!

sh: Laut «Bundesamt für Statistik» bewegen sich die Hochbauinvestitionen bei Neubauten in der Stadt Zürich zwischen 900 Mio. und 1'800 Mio. Franken in den Jahren 2008 und 2011. Prozentual war das AHB 2011 also nur für rund 11 % der Zürcher Neubauten verantwortlich. Quantitativ dominieren Private Zürichs Bautätigkeit.

Gleichzeitig verfügt das AHB aber über relevante Hebel, mit deren Hilfe der Einfluss auf die Bautätigkeit deutlich vergrössert werden kann. Ein Beispiel sind Wettbewerbe: Momentan sind sieben Architekturwettbewerbe ausgeschrieben, davon sechs mit selektivem Verfahren. Wieso sind so wenig Wettbewerbe offen gestaltet?

wr: Wir führen viele Wettbewerbe für Baugenossenschaften durch. Diese bevorzugen selektive Verfahren, da sie ungern mit jungen, unerfahrenen Architekten arbeiten möchten. Das können wir nur schwer ändern. Wir sind aber froh, dass doch viele Genossenschaften mit uns Wettbewer-

«Früher waren die grossen und wichtigen Bauten auch wirklich öffentliche Bauten.»

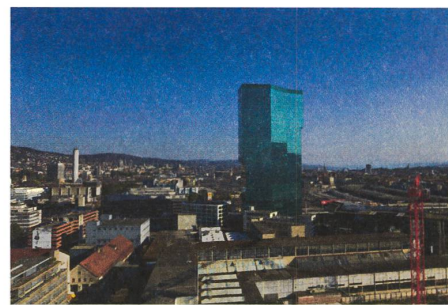


fig. e
Prime Tower, Zürich © Prime Tower Zürich.

be machen und wir indirekten Einfluss ausüben können. Aber natürlich wären mehr offene Verfahren wünschenswert.

pp: Bei den aktuellen Wettbewerben scheint der programmatische Rahmen sehr eng zu sein.

wr: Das stimmt. Zumeist haben wir oder das «Amt für Städtebau» präzise Vorstellungen bezüglich der Projekte, wodurch die Wettbewerbspro-

«Mehr offene Wettbewerbe wären wünschenswert.»

gramme sehr konkret werden. Insofern ist die Kritik der Architektenteams beim Wettbewerb für das Hardturmstadion vielleicht berechtigt: Sie beklagen sich, dass sie nur noch die Hülle designen müssten, weil aufgrund der Rahmenbedingungen und Vorgaben nur eine einzige städtebauliche Setzung übrig bleibe.

Doch man muss auch unsere Seite sehen. Beim Stadionbau gibt es unendlich viele Vorgaben, Einschränkungen und Richtlinien. Gleichzeitig soll das neue Stadion möglichst schnell gebaut werden. Deshalb müssen wir eine extreme Vorarbeit leisten bezüglich Sicherheitsabklärungen, Feuerpolizei und ÖV-Anbindungen. Hätten wir den städtebaulichen Spielraum grösser abgesteckt, wäre der Prozess zu langsam geworden.

sh: Das deckt sich mit unserer Analyse: Pragmatismus macht sich breit. Die Wettbewerbsprogramme enthalten immer umfangreichere technische und funktionale Anforderungen. Könnten Ideenwettbewerbe, die nicht unmittelbar auf eine Realisierung abzielen, als Plattform für kritische Reflektion und Innovation dienen? Wenn man die im Buch «Kodex» von Futurafrosch aufgestellten Leitbilder für das Wohnen betrachtet, die sich im Projekt «Mehr als Wohnen» mit DUPLEX Architekten – niederschlugen, sieht man deutlich, welchen Wert Freiräume für den architektonischen Diskurs haben. Gegenüber sich zunehmend ähnelnden Wettbewerbsbeiträgen für Wohnungsbauten könnten honorierte Ideenwettbewerbe eine wichtige Spielwiese sein und ungeahnte Potenziale wecken.

wr: Natürlich interessieren uns auch weichere Verfahren. Beim offenen Wettbewerb für den Kiosk in der Badi Mythenquai haben wir zum Beispiel ein Experiment gemacht: Architekten und Künstler sollten als Team ein Gesamtwerk entwerfen. Statt einem Haus mit Kunst am Bau sollte von Anfang an das Potenzial beider Disziplinen genutzt werden.

«Der Wettbewerb zum Kiosk in der Badi Mythenquai war ein Experiment: Architekten und Künstler als Team.»

sh: Aber auch dieser Wettbewerb war mit sehr weitreichenden gastronomischen Anforderungen belegt und musste deswegen fast in der Detailierung eines Vorprojekts bearbeitet werden.

wr: Natürlich, immerhin muss der Kiosk an einem schönen Sommertag 5'000 Gäste bewirten. Gewisse Rahmenbedingungen müssen daher eingehalten werden. Bezüglich der Detaillierung gebe ich Ihnen jedoch Recht, diese hat die 150 teilnehmenden Teams sehr viel Zeit gekostet. Vielleicht wäre hier ein mehrstufiges Verfahren sinnvoller gewesen, das die Idee und die Kooperation mit den Künstlern zunächst ins Zentrum stellt und erst in einem zweiten Schritt den Fokus auf Praktikabilität und Umsetzbarkeit legt. Aber auch wir lernen stets dazu.

pp: Bleiben wir beim Wettbewerbswesen. Auch hier haben wir eine These für Sie: Handelt es sich hierbei nicht um ein sich selbst stabilisierendes System? Erstens kennen die teilnehmenden Architekten die Haltung der Juroren und stellen sich darauf ein. Zweitens ist der Pool potenzieller Juroren beschränkt, die Jurys ähneln sich daher. Und drittens kennen praktizierende Architekten den Jury-Ablauf und wissen, wie diskutiert und entschieden wird. Diese Erfahrung fliesst wiederum in die eigene Tätigkeit ein, so dass beim einen Mal A in der Jury sitzt und B gewinnt, beim nächsten Mal umgekehrt. Führt dies nicht zwangsläufig zu einer Homogenisierung der Architektur? Wie begegnen Sie dieser Gefahr?

wr: Diesbezüglich habe ich intern eine Studie in Auftrag gegeben. Ich bin sehr gespannt, welche Zusammenhänge zwischen Juryzusammensetzung und Wettbewerbsergebnissen bestehen.

«Wir überlegen sehr genau, wie wir Jurys besetzen.»

Bezüglich der Gefahr einer Homogenisierung ist die Sache komplexer. Einerseits versuchen wir, stets neue Architekten in die Jurys zu berufen. Andererseits gibt es die umgekehrte Kritik, dass wir bewährte Leute einsetzen sollten.

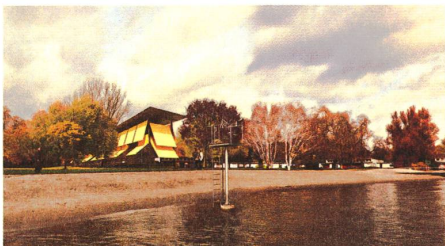
Eine Juryzusammensetzung ist ein Drahtseilakt. Auch ist die Dynamik in einem Jurierungsprozess schwierig einzuschätzen. Je nachdem, wer da aufeinandertrifft, entsteht ein Dialog, der unerwartete Richtungen einschlagen kann. Wir achten allerdings darauf, dass wir keine Architekten zusammenbringen, deren Grundhaltung sich komplett widerspricht. Das macht Diskussionen nicht zielführend und letztlich brauchen wir ein Resultat. Wir überlegen sehr genau, wie wir Jurys besetzen.

Übrigens ist die Architektenschaft in unseren Wettbewerben stark vertreten, wir halten uns an die SIA-Vorgaben. Es gibt jeweils einen Fachpreisrichter mehr als Sachpreisrichter und von den Fachpreisrichtern sind die externen Architekten in der Mehrheit. Die übrigen Plätze besetzen wir gerne selbst oder mit Leuten vom «Amt für Städtebau» – schliesslich wollen wir mitentscheiden.

pp: Ein weiterer wichtiger Moment des Mitentscheidens und der Mitsprache sind Wettbewerbe, die das AHB für Dritte und Private ausrichtet. Eine Variante ist die Arealüberbauung, dank der deutlich höhere Ausnützungen realisiert werden

fig. f
Strandbad Mythenquai, Kioskgebäude, Freiraumgestaltung, Kunst und Bau, «Spettacolo d'Ottavia», Barão-Hutter Architektur, 2. Rang | 1. Preis.
© Barão-Hutter Atelier, Zürich, Porto.

fig. g
Strandbad Mythenquai, Kioskgebäude, Freiraumgestaltung, Kunst und Bau, «Zeitgeist», Elia Malevez, 1. Rang | 2. Preis, Antrag zur Weiterbearbeitung.
© Elia Malevez dipl. Arch. FH.



können, als eigentlich im Zonenplan vorgesehen ist. Um die Rendite zu vergrössern, wird dieses Instrument häufig angewandt, was durchaus den Wohnungsbau fördert. Oft leitet das AHB die Wettbewerbe, die im Zuge von Arealüberbauungen durchgeführt werden. Wie stehen Sie zu diesem Instrument?

wr: Bei der Arealüberbauung müssen drei Dinge erfüllt werden: Ein Wettbewerb muss durchgeführt werden, es muss nachhaltig gebaut werden und die Architektur muss herausragend sein. Gerade Letzteres ist wichtig, denn nur wenn das Land der Stadt gehört, muss der Wettbewerb gemeinsam mit dem AHB durchgeführt werden – bei privatem Land besteht diese Pflicht nämlich nicht.

Aber man tut gut daran, uns trotzdem hinzuzuziehen, um zum Beispiel die erforderliche herausragende Architektur zu gewährleisten.

«Wir besetzen gerne Juryplätze – schliesslich wollen wir mitentscheiden.»
Darüber hinaus geht mit uns der Prozess meistens schneller, da manche Projekte im Baubewilligungsverfahren scheitern, wenn die Wettbewerbe alleine ausgerichtet wurden. Wir dagegen haben Erfahrung.

sh: Fassen wir zusammen. Zum einen hat das AHB mehrere Vorbildfunktionen: Für die Ämter der Schweizer Städte ist Zürich ein Vorreiter und gleichzeitig orientieren sich Private an den öffentlichen Bauten. Zudem projiziert und erstellt das AHB einflussreiche Bauten auf öffentlichem Grund und fördert den gemeinnützigen Wohnungsbau, es richtet Wettbewerbe für Dritte aus und gemeinsam mit dem «Amt für Städtebau» und dem Instrument der Arealüberbauung hat sich das AHB einen Thron etabliert, an den die grossen Bauakteure herantreten müssen. Führt letztlich bei grösseren Bauvorhaben kein Weg an euch vorbei?

wr: (lacht) Schön wärs. Aber wir arbeiten daran!

Das Gespräch fand am 11.11.2011 gegen 11:11 Uhr im Quartierzentrum Aussersihl, Zürich statt.

Wiebke Rösler, geb. 1966
Architekturstudium an der EPF Lausanne, anschliessend Nachdiplomstudium zur Wirtschaftsingenieurin FH. Nach Anstellungen bei verschiedenen Architekturbüros in Bern arbeitete sie als Projektleiterin und Stadtbaumeister-Stellvertreterin im Hochbauamt der Stadt Bern. Nach der Tätigkeit der Stadtbaumeisterin in St. Gallen ist sie seit Mai 2009 Direktorin des «Amt für Hochbauten» der Stadt Zürich. Daneben ist sie Präsidentin des Vereins «eco-bau» und Vorstandsmitglied in der SIA Sektion Zürich.